

Nr. 52. Bromberg, den 3. März 1929.



(16. Fortsetzung.)

Am anderen Tage fuhren sie nach Berlin. Sie wollten sich nach erledigten Geschäften gegen ein Uhr im Wartesaal des Wriezener Bahnhofes treffen.

Carla ging zu Grete, Sohr zum Minister.

Sohr traf es schlecht.

Der Herr Minister sei noch nicht anwesend, versicherte der empfangende Beamte und faltete gottergeben seine wohlgepflegten Hände auf der prachtvoll sauber aufgeräumten Schreibtischplatte.

„Der hat auch noch kein Holz gehackt", dachte Sohr und sah nach der Uhr.

„Fünfzehn nach zehn", sagte er. „Netter Betrieb! In einer Stunde machen wir daheim Mittag."

Der Beamte legte das Gesicht in unfreundliche Falten und hatte nicht den besten Eindruck von Sohr. Er hielt ihn für einen renitenten Kerl. Er wollte etwas sagen, kam aber nicht dazu, denn Sohr schob ihm den ministeriellen Brief zu und bat:

„Sagen Sie Ihrem verehrten Chef eine schöne Empfehlung von mir, ich sei dagewesen und wenn er etwas von mir wissen wolle, möchte er mich in Finkenschlag besuchen."

Da wurde der Beamte lebendig. Der unfreundliche Ausdruck seines Gesichtes ging in Bestürzung über.

„Sonst ist der Minister um diese Zeit da. Warten Sie einen Moment, er muß gleich kommen."

„Bedaure! Habe gar keine Zeit mein Lieber."

„Ich werde Sie einem der Herren Ministerialdirektoren melden. Bitte, gedulden Sie sich einen Augenblick nur."

„Gut! Also einen Augenblick", sagte Sohr und ließ sich in ein geräumiges, sehr schlicht aber ebenso vornehm ausgestattetes Konferenzzimmer bitten.

Der Beamte zog die Tür diskret hinter sich zu. Am liebsten hätte er sie abgeschlossen.

Nach sechzehn Minuten — so lange dauerte der behördliche Augenblick — erschien der Herr Ministerialdirektor mit einem Stoß Akten unterm Arm.

Sohr wunderte sich, daß er den selbst trug. In der Regel war das anders. Die hohen Herren erschienen, setzten sich, klingelten und ließen sich die Akten bringen. Das machte mehr Eindruck.

Jeder Beruf hat eben seine Finessen.

„Von Beust", stellte sich der Ministerialdirektor vor und ging ohne Formalitäten aus Werk. „Ich bedaure, daß der Herr Minister nicht zugegen sein kann. Er spricht heute im Plenum."

„Das entschuldigt ihn", sagte Sohr.

Der Herr Ministerialdirektor antwortete malitiös lächelnd: „Nur das?"

„Nur das!" bestätigte Sohr. „Wenn man jemand um einen Besuch bittet, dann hat man zugegen zu sein und wenn man das nicht kann, dann hat man eine Zeit anzugeben, in der man es kann."

Darauf sagte Herr von Beust nichts. Sicher leuchtete es ihm ein. Er legte aber schwer die Rechte auf das Aktenfaszikel und erklärte bekümmerten Gesichts:

„Wir haben hier einen ganzen Berg von Eingaben, Beschwerden und was weiß ich noch, erhalten, die sämtlich von einer ungewöhnlichen Beunruhigung zeugen, hervorgerufen durch die von Ihnen bekundete Absicht einer Landschenkung an Arbeiter. — Ich muß gestehen, daß auch wir einigermaßen beunruhigt sind."

Trocken meinte Sohr, er habe das Gegenteil erwartet.

Herr von Beust sah ihn durch seine große, schwarze Hornbrille ein wenig verständnislos an. Das war ja ein sonderbarer Bauer, der ihm da gegenübersaß.

„Früher," sagte Sohr, „als wir noch eine Monarchie hatten — —"

Herr von Beust verzog den Mund.

„Früher, Herr Ministerialdirektor! — Ich weiß, daß wir heute eine Republik haben. Gott soll sie schützen!"

Herr von Beust räusperte sich, was als republikanischer Beamter seine Pflicht war.

„Allen Ernstes, Herr von Beust, Gott soll sie schützen. Wir haben sie nun mal und müssen uns mit ihr abfinden. Ich tue das schlecht und recht. Es hindert mich aber nicht, an früher zu denken, an die Monarchie mit ihren Fürsten an der Spitze — Diese Herren hatten zuweilen die Gepflogenheit, treue Vasallen durch Landschenkungen au zeichnen, zu belehen, an sich zu binden! Das, Herr Beust, möchte ich mal in unserer heutigen Zeit versuchen. Gewissermaßen als Sohr der Erste, der kleine König von Finkenschlag."

Beust lächelte.

„Sie wissen das sehr nett darzustellen," sagte er. „Aber, aber! Eine verfängliche Sache! Ich muß den Eingaben zustimmen. Ihr Vorhaben wird Begehrlichkeit wecken. Es wird Folgen haben. Die Landwirtschaft verträgt keine Beunruhigung. Sie hat so schon ihre Sorgen. Die Gegner werden Sie als Kronzeugen dafür benennen, daß es der Landwirtschaft nicht schlecht gehen kann. Ihr Vorhaben wird unsere Sitzungsaktionen gefährden, zum mindesten aber doch erschweren."

Jetzt lächelte Sohr.

„Stützungsaktionen", wiederholte er. „Das ist ein Kapitel, über das ich meine eigenen Ansichten habe. Ich strebe eben durch mein Vorhaben die Stützungsaktion für mich und meine Angehörigen an. Ich verzichte auf Notbehelfe. Ich will einen Dauerzustand. Immer — wohlverstanden, Herr von Beust — nur für mich und die Meinen! Ich habe kein Talent zum Volksbeglücker. Ich will nicht revolutionieren und auch nicht reformieren. — Man braucht nicht mit mir zu gehen, man kann sich gegen mich stellen, man soll mir aber zugestehen, daß ich nicht aus dem Handgelenk heraus handle, sondern nach reiflicher und jahrelanger Erwägung. Was ich tue, ist unerläßlichste Selbsthilfe."

„Und was gedenken Sie wirklich zu tun?"

„Ich will einen Wall errichten gegen das Umsichgreifen der Industrie. An der Grenze meines Besitzes muß sie Halt machen. Und an der Grenze müssen die Terraingesellschaften ihre Wünsche begraben. Dort, an dieser Grenze, mache ich meine Leute seßhaft."

Beust hatte sehr aufmerksam zugehört. Jetzt beugte er sich vor und fragte:

„Ihre Maßnahmen richten sich also vorzugsweise gegen die Industrie?"

„Ja!"

„Sie sind Gegner der Industrie?"

„Durchaus nicht!“ widersprach Sohr. „Sie soll sich nur nicht auf Kulturland erweitern dürfen.“

„Ah — jetzt verstehe ich!“

„Freut mich! — Und damit unsere Unterredung wenigstens einen bescheidenen Zweck hat, oder sagen wir versöhnlicher: ein bescheidenes Ergebnis zu zeitigen vermag, möchte ich eine hohe Staatsregierung durch Sie, sehr verehrter Herr Ministerialdirektor, auf folgendes ergebenst hingewiesen haben: Wir klagen über unsere passive Handelsbilanz. Wir weinen bittere Tränen über die ungeheure Einfuhr agrarischer Produkte und über die dreieinhalb Milliarden Reichsmark, die dafür ins Ausland wandern. Die Gegenseite leitet daraus den Schluß her: Die deutsche Landwirtschaft kann den Bedarf des deutschen Volkes nicht decken. Mit Recht! Zur Zeit kann sie das ja auch nicht.“

„Und warum kann sie es nicht?“

„Weil sie das, was sie an Ödland kultiviert, im bereits vorhandenen Besitz als Industrie- und Bauland wieder abgibt. Die Anbaufläche wird nicht größer. Es ist ein Unfug sondergleichen, mit ungewöhnlich hohen Kosten minderwertiges Neuland zu erschließen und hochwertiges Kulturland preiszugeben. Schaffen Sie ein Gesetz, das diesen Zustand unterbindet, und alles ist gut. Erschließen Sie durch Straßen- und Bahnnetze der Industrie das Ödland, aber dulden Sie nicht, daß das der Ernährung des Volkes dienende Kulturland mit Industriebauten bepflastert und zu Spekulationszwecken erworben werden kann. — Weizen kann man nicht in der Lüneburger Heide bauen. Dort aber könnte man Schraubstöcke, Feilen, Spielwaren und dergleichen Klimbim ebenso gut fabrizieren, wie beispielsweise in Finkenschlag und Großsteinau.“

„Sie holen sehr weit aus, Herr Sohr.“

„Soweit als unerläßlich! Nur durch die Ermöglichung und Erreichung einer entsprechenden agrarischen Mehrproduktion ist der Gesamtheit gedient und der Landwirtschaft geholfen. Wenn diese durch Produktionssteigerung dem Staate die ins Ausland wandernden Summen erhält, kann sie wesentliche Steuererleichterungen verlangen und notfalls erzwingen. Das einzige Gewerbe, das die Steuern restlos selbst tragen muß, ist die Landwirtschaft. Sie allein kann die Steuern nicht abschieben. Eben infolge dieser Steuern steht der von ihr zu erzielende Höchstnutzen zum investierten Kapital in einem beschämenden Verhältnis. Das weiß man erfreulicherweise so ziemlich überall und sucht uns bei gutem Willen zu erhalten. Man beruhigt uns mit rückzahlbaren Krediten. Helfen tut uns niemand!“

„Na, na, Herr Sohr, ist das nicht etwas zuviel behauptet“, sagte Beust und wiegte zweifelnd den Kopf. Dann sah er auf. „Um aber nochmals auf Ihre Sache zuzukommen! Sie beabsichtigen, Ihre Arbeiter an der Grenze Ihres Besitzes anzusiedeln. Bestimmt an der westlichen, als der Berlin zu gelegenen.“

„Richtig!“

„Dort schieben sich Industrie und Terraingesellschaften vor. Sind Sie nun Ihrer Arbeiter so sicher, daß diese den gewiß verlockenden Anerbietungen der Industrie und Bodenspekulanten widerstehen?“

„Das bin ich nicht.“

„Sehen Sie!“ rief Beust triumphierend. Aber Sohr erwiderte gelassen:

„Deshalb werden ihnen die Hände gebunden. Deshalb erlasse ich das Gesetz, von dem ich vorhin sprach, insofern, als ich das Land meinen Leuten, und zwar nur den Verheirateten und ständig bei mir Beschäftigten, in zinslose Erbpacht gebe mit der Bestimmung, daß es nach fünfzig Jahren erst in ihren uneingeschränkten Besitz übergeht, beziehungsweise in den ihrer Kinder, vorausgesetzt, daß diese dann auch noch bei mir oder meinen Nachkommen tätig sind.“

„Donnerwetter!“ rief Beust. „Allerhand Hochachtung! Sie wissen, was Sie wollen.“

„Und tue, was ich muß!“ ergänzte Sohr sich erhebend. „Damit wär' ich wohl in Gnaden entlassen.“

„War mir eine Ehre, Herr Sohr.“

„Ganz meinerseits, Herr Ministerialdirektor.“

Hackenklappen! Leichtes Verneigen! Schluß!

Das Aktenbündel hatte Herr von Beust nicht gebraucht.

*

Carla fand Grete arbeitend an. Sie nähte Babyhemdchen.

Carla lächelte, als sie das sah und Grete sagte purpurübergossen:

„Für ein Konfektionshaus, Frau Sohr. Bitte nicht falsch zu denken. Meine Wünsche sind nicht so vermessen.“

„Kinder sind Segen“, erwiderte Carla, setzte aber einschränkend hinzu: „Oft auch sind sie nur die Rute in der Hand des Schicksals, durch die wir geschlagen werden. Weil es dann durch Liebes geschieht, trifft es doppelt schwer.“

„Ich verstehe Sie, Frau Sohr und klage nicht, wenn ich auch gestehen muß, daß mir ein Kind über manches hinweggeholfen hätte. Man ist so arm — allein. Man weiß nicht recht, warum man lebt. Die Aufgabe fehlt.“

„Es ist für jeden Menschen eine Aufgabe da, auch für Sie, Frau Wetter.“

Grete machte eine müde Bewegung.

„Nicht mehr“, sagte sie.

„Doch!“ beharrte Carla. „Ich wüßte eine Aufgabe, eine schöne und dankenswerte, die Ihren Neigungen und Fähigkeiten entspricht, die Ihren Wünschen entgegenkommt, die Sie befriedigen würde.“

„Soviel auf einmal“, sagte Grete lächelnd. „Das wär' ja das Glück.“

„Es könnte es werden!“

„Dann lassen Sie mich diese Aufgabe wissen, Frau Sohr.“

„Seien Sie mir Schwester, Margret. Eine treue, liebe Schwester, wie ich sie Ihnen sein will.“

Grete preßte in freudigem Schreck die Hände auf die Brust. Das kam so unvermittelt, so plötzlich.

„Frau Sohr“, sagte sie verschämt.

„Ja, Margret, kommen Sie nach Steinau. Betreuen Sie meinen Jungen. Führen Sie seinen Haushalt. Ersetzen Sie ihm die Mutter, die nicht um ihn sein kann und die er doch dringend nötig hat. Behüten Sie ihn! Und wenn Sie dort überflüssig werden sollten, kommen Sie zu mir. Ich werde älter. Ich brauche auch einen lieben Menschen, der mir mehr sein will, als nur rechte Hand. Es wird immer ein warmes Plätzchen für Sie bei uns vorhanden sein.“

Grete, in der es kalt geworden war, seit Claus nicht mehr um sie sein konnte — er verband sie mit der Heimat, er war ja „sein“ Junge — richtete sich langsam auf.

Carla sah in ihre feuchtschimmernden Augen.

„Nicht weinen“, sagte sie. „Tapfer bekämpfen, was da an schmerzvollen Regungen hoch will in Ihnen. Wenn Sie empfinden, daß ich es gut mit Ihnen meine, Margret, dann freuen Sie sich und schlagen Sie ein. Zu bereuen sollen Sie es nicht haben.“

„Das weiß ich, Frau Sohr. Davon bin ich im tiefsten Innern überzeugt. Mir wird das Versprechen leicht: Ich will die Ihre sein! Ich komme! Morgen schon — wenn es Ihnen recht ist.“

Und ob es Carla recht war!

„Was für eine Freude Sie mir machen, Margret, ahnen Sie nicht“, versicherte sie warm. „Eine ganz große Freude! Und nicht nur mir! Das können Sie sich denken.“

„So soll es doch noch licht und hell werden in meinem Leben? Doch noch! O Gott, das ist wirklich das Glück.“

„Das soll es, Margret. Und daß es das Glück für Sie und uns werden möge, das erbitte ich mir als ein letztes großes Gnadengeschenk von Gott.“ — Ernst, schwer, gläubig und hoffend war das gesagt. — Leichter fuhr sie fort: „So! Und nun dürfen Sie Ihrer Schwester — sie heißt Carla, nicht wahr, das vergessen Sie nicht, Margret — einen recht starken Kaffee kochen und dürfen ihr alle Ihre kleinen und großen Wünsche rückhaltlos offenbaren.“

Das geschah.

Es war ein herzliches Verhältnis, in das die beiden Frauen zueinander traten.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Von Wolfgang Federau

Die Jugend — liebt. Wenn man erst anfängt, über die Liebe zu diskutieren, ist man bereits alt.

*

Schwätzer sind immer unwissende und oberflächliche Menschen. Denn: Wissen macht stumm!

*

Keine erbärmlichere Heuchelei gibt es als die: mit der Miene des Mitleids, des Opfers oder gar der Freundschaft Dinge zu verschenken, von denen man selbst keinen Gebrauch machen kann.

*

Es ist eine der häufigsten Erscheinungen menschlicher Eitelkeit: daß der Gejagte sich für den Jäger hält.

Liebe am Detektor.

Humoreske von Hans J. Toll.

Sie hieß Anni, und so sah sie auch aus. Anni — nicht wahr? — das klingt nach blonden Haaren, sehr blauen Augen und einem kleinen, feinen Mund, und alles das hatte Anni. Sie war ein modernes Mädchen, das sich von genau abgewogenen Kalorien nährte und begeisterte Anhängerin des Mensendieckens war. Sie zeigte die Riesenwelle am Reck mit vollendeter Anmut und tanzte einen Yale von betörender Grazie. — Mit sechs Worten: Anni war eine begehrenswerte junge Dame. Und sie ist die Heldin dieser Geschichte.

Der erste Held heißt Hermann Schultze — wie man zugeben muß, ein ziemlich alltäglicher Name, der nur wenig an Besonderheit dadurch gewann, daß er mit „tz" geschrieben wurde. Auch die Beschäftigung, der Hermann Schultze nachging, war keineswegs romantisch. Er saß acht Stunden täglich vor einem großen Buch, in das er mit schwungvoller Handschrift Zahlen und Namen schrieb.

Was indessen Hermann Schultze auszeichnete, war eine Handfertigkeit, die ihn aus unmöglichen Resten aller möglichen Dinge noch gebrauchsfähige Gegenstände zusammenbasteln ließ. Es sei nur an das liebreizende Handarbeitskörbchen erinnert, das er aus dem abgelegten Rustikstrohhut seines Vaters baute und seiner Mutter als Festgabe überreichte.

Es war unausbleiblich, daß Hermann auf dem Gebiete des Rundfunks den ureigensten Wirkungskreis seiner Geschicklichkeit entdeckte und Radio-Amateur größten Formats wurde. Es setzt daher auch nicht weiter in Erstaunen, daß er der Dame, die er sich zur Schwiegermutter wünschte, einen selbstgebauten Radio-Empfangsapparat schenkte.

Die Dame, die er sich zur Schwiegermutter wünschte — ganz recht! Diese Dame war niemand anders als Annis Mutter. Was Hero dem Leander war, Desdemona dem Othello und Julia ihrem Romeo — das war Anni dem Hermann Schultze. Oder in dürre alltägliche Form gebracht: Er liebte sie; und es schien, daß auch Anni ihn liebte, ja, es war die Ansicht zahlreicher Tanten, daß aus Anni und Hermann ein eheliches Paar werden würde — bis zu jenem Augenblick, wo Anni zum erstenmal die Hörer über die zierlichen Ohren legte.

Es wurde just der Börsenbericht gesprochen, aber wie wurde er gesprochen! Mit welch weicher, schmeichelnder, klangvoller Stimme! Wie sangen die Vokale, wie tönten die Konsonanten! Anni hörte nicht die Worte, sie achtete nur auf diese Stimme, die sie bezauberte, ihr liebliche Röte über die Wangen und einen angenehmen Schauder über den ganzen Rücken jagte. Anni versank in freundliche Visionen und Träumereien über den Mann, der in das Mikrophon hineinsprach. Er wird groß sein, dachte sie, groß und sportlich schlank. Seine Kleidung ist elegant wie die eines Filmstars. Er hat pechschwarzes Haar, braune Augen voll sehnsüchtiger Melancholie und einen freundlich gestutzten Schnurrbart modernsten Schnittes.

So träumte Anni von dem Mann, dessen Stimme Verse zu sprechen schien, obwohl es nur nüchterne Börsenberichte waren über Devisen und Effekten. Kurz, es war sozusagen Liebe auf das erste Hören.

Anni erfuhr, daß der Sprecher Bunoni hieß. Alexander Bunoni — so und nicht anders mußte der Mann heißen! In diesem Namen sang dieselbe Melodie wie in der Stimme. Alexander Bunoni! Wie simpel, wie geradezu ordinär hörte sich daneben der Name Hermann Schultze an!

Anni verbrachte von jetzt an jede freie Minute am Detektor, um immer zur Stelle zu sein, wenn Bunoni sprach. Hörte die Zeitangabe, den Wetterbericht, den Nachrichtendienst, versäumte dreimal Verabredungen mit Hermann Schultze, nur um sich nicht entgehen zu lassen, wenn Alexander Bunoni sagte — ach was! sagte! — sang: Für die Ultimotermine Juli, August, September handelte man . . ."

Man kann es zur Not an drei Fingern abzählen, daß Hermann mit diesem Wandel der Dinge nicht einverstanden war. Anni wurde zu ihm kühl wie ein Paket Eiskreme, und als sie eines Abends ablehnte, sich mit ihm einen Film anzusehen, dessen Sensationen Stadtgespräch waren — mit der Begründung ablehnte, sie wollte lieber im Rundfunk Bunoni als Weißlingen in „Götz" hören, da erst — man gestatte die Randbemerkung: Männer sind immer schwer von Begriff — da erst ging ihm das gern zitierte Licht auf.

Am nächsten Tage zog er seinen Freund Willibald ins Vertrauen. Man müßte ganz gräßlich lügen, wollte man Willibald einen schönen oder auch nur einen ansehnlichen Mann nennen. Er war klein, sein Kopf erinnerte auch den gutmütigsten Menschen an einen Kürbis. Er hatte — man verzeihe das harte Wort! — O-Beine, er trug einen Schlips mit sinnreicher Metallkonstruktion und die verbeultesten Hosen der Weltgeschichte. Aber er war eine Seele von Mensch, und daher sträubte er sich nicht lange, Hermann zu helfen und Anni für eine Minute den Alexander Bunoni vorzuspielen. Da Anni weder wußte, wie Bunoni aussah, noch Willibald kannte, war dieser fromme Betrug leicht auszuführen. Zu fürchten war nur, daß Anni an Willibalds Stimme Anstoß nehmen könnte, einer Stimme, die sich zu der Bunonis verhielt wie die Trompetenstöße von Jericho zu Sarasates Violinsoli. Aber der treue Freund wußte einen Ausweg: Er würde ein Taschentuch vor den Mund halten und nur sehr leise sprechen.

„Hermann", sagte er und verdrehte überzeugend die Augen in seinem Kürbiskopf, „du kannst dich auf mich verlassen. Ich lege dir den Bunoni hin, daß es knallt!"

Es knallte! — Mit erschütternder Treuherzigkeit erzählte Hermann Anni, er hätte Bunonis Bekanntschaft gemacht, und wenn auch sie ihn kennen lernen möchte, so brauchen sie nur dann und dann vor dem Funkhaus auf ihn zu warten.

Und sie warteten. Anni mit nervös zuckenden Händen und pochendem Herzen, Hermann kühl und beherrscht.

Es kam jemand die Treppe herunter. Ein Mann, der ein Taschentuch vor den Mund hielt und aussah wie ein sächsischer Komiker. „Das ist er!" flüsterte Hermann. Anni hatte eben noch Zeit, ein „Um Gottes willen!" zu stöhnen, da zog Hermann schon den Hut: „Guten Tag, Herr Bunoni."

Herr Bunoni dankte zerstreut: „Ah, sieh da! Herr . . . Herr . . ."

„Schultze", half Hermann.

„Richtig, richtig, Herr Schultze! Und das ist sicher Fräulein Anni, von der Sie mir so viel erzählten. Sie müssen entschuldigen, daß ich so leise und immer in mein Taschentuch hinein spreche, aber es ist eine kühle Luft. Man muß seine Stimme schonen."

Anni stammelte etwas von „Oh, bitte! Selbstverständlich!" Und dann lüftete Herr Bunoni seinen antiken Hut, sagte „Grüß Gott!" und verschwand auf — man verzeihe das harte Wort! — O-Beinen um die nächste Ecke.

„Ein reizender Mensch!" sagte Hermann.

„Ein Ekel!" sagte Anni, und beides klang sehr überzeugungsvoll.

Aber es ist ein weitesten Kreisen bekannter Schönheitsfehler der Lügen, daß sie kurze Beine haben. So blieb es nicht aus, daß Anni eines Tages in einer Zeitschrift Bunonis Bild fand, das zwar den idealistischen Vorstellungen ihrer Mädchenträume nicht ganz entsprach, indessen auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem kürbisköpfigen Herrn aufwies, der ihr als Alexander Bunoni vorgestellt worden war. Anni fragte Hermann, Hermann bekam einen roten Kopf, stotterte einiges von seinem Freunde Willibald und war auf eine Katastrophe gefaßt. Jedoch Anni lächelte nur und drohte mit dem Finger. Das war alles. Woraus wieder einmal zu ersehen ist, wie wankelmütig und unberechenbar die Frauen sind. Oder sollte Annis Sanftheit daher rühren, daß sie inzwischen Frau Schultze geworden war — mit tz bitte sehr! — und Mutter eines kleinen Mitteleuropäers, dessen Geschrei sie nicht um die klangvollsten Stimmen aller Bunonis eingetauscht hätte?

Die Frau in Allahs Gärten.

Ehe und Scheidung bei den Beduinen.

Von Henry Collis.

Viele Afrikareisende haben im guten Glauben alle Wundermärchen aufgezeichnet, die sie über die Ehesitten der Wüstenstämme der Sahara gehört haben, ohne dabei zu wissen, wie irreführend diese Aufzeichnungen oft sind. Dadurch entstand so mancher falsche Begriff über die wirklichen Eheverhältnisse bei den Beduinen. Sämtliche Nomadenstämme der Sahara bekennen sich zum Islam und betrachten ihre Frauen nicht wie gekaufte Sklavinnen, wie es so viele Europäer glauben. Die Gesetze des Propheten schützen im Gegenteil die Frau und verleihen ihr in vielen Fällen weitgehende Rechte. Mohammed selbst bezeichnet die Frau als ein schwaches, der Hilfe bedürftiges Geschöpf. Der Koran empfiehlt, die Frau mit großer Milde zu behandeln und ihr sogar Abweichungen vom schmalen Pfade der Tugend, was nebenbei gesagt, gerade bei den Beduinenfrauen oft passiert, großzügig zu verzeihen. Mohammed selbst war, so phantastisch es auch klingen mag, ein Muster der Treue! Zwar hatte er aus gewissen politischen Gründen einen Harem um sich, in Wirklichkeit war seine Polygamie nichts anderes als Schein. Denn er hielt seiner Frau Khadidja, einer reichen Witwe, mit deren Hilfe er seine großen Pläne verwirklichen konnte, die Treue. In Nordafrika, besonders in den Städten werden Frauen allerdings im Harem eingesperrt und dürfen weder Antlitz noch Hände einem Fremden zeigen. In der großen Wüste, die von den Beduinen „Allahs Gärten" genannt wird, ist die Frau in vielen Beziehungen dem Manne, mag es noch so erstaunlich klingen, gleichgestellt, und

sogar überlegen. Mancher Beduinenhäuptling ist in seinem Zelt in Wirklichkeit ein Pantoffelheld. Frauen verrichten in der Wüste schwere Arbeiten, helfen Kamele bepacken, schleppen Wasser und sind dabei von herrlich gewachsenen, glutäugigen Beduinenjünglingen umringt, die ihnen helfen und sich den Frauen gegenüber vollständig frei und ungeniert benehmen. Das junge Mädchen in der Wüste erhält keine besonders strenge Erziehung. Der Prophet hat es kluger Weise unterlassen zu sagen, ob die Frau eine unsterbliche Seele besitzt, die er dem Mann zugesprochen hat. Er hat aber auch nicht die Möglichkeit einer unsterblichen Seele bei der Frau verneint, und so hofft jede Mohammedanerin nach ihrem Tode eine ewig Jungfräuliche im Paradies zu werden. Während Knaben wenigstens 5 kurze Gebete lernen, brauchen sich Beduinenmädchen nicht einmal mit dem primitivsten Religionsunterricht zu beschäftigen. Sie lernen lieber die kräftigen Ausdrücke, an denen die arabische Sprache sehr reich ist und die sie bei Familienauseinandersetzungen ohne jede Achtung vor ihren Eltern und älteren Geschwistern gebrauchen. Dagegen werden junge Mädchen sehr sorgfältig im Weben unterrichtet. Sie verstehen es, aus Kamelhaar feine Teppiche herzustellen und Kleidung für ihre Väter und Brüder zu nähen. Selbstverständlich können sie kochen und aus Gazellenfleisch ein feines Ragout, das auch einem Europäer vortrefflich munden würde, sowie verschiedene Reisspeisen herstellen.

Im südlichen Klima entwickelt sich der menschliche Körper sehr schnell. Sobald das junge Mädchen im Alter von 10 Jahren sich einen billigen Spiegel verschafft, den sie bei einem fahrenden Händler in einer Oase für ein paar Pfennige ersteht, wissen die Eltern, daß sie ehereif geworden ist. Mit 11 oder 12 Jahren wird dann das junge Mädchen verheiratet. In der Wüste herrscht die Vernunftehe. Von Liebe in europäischem Sinne weiß man dort nur wenig. Die Ehe wird von den Eltern beider Parteien besprochen und geschlossen. Die Hauptfrage dabei ist, wieviel Mitgift die Braut erhält. Eine Ehe ohne Mitgift ist in der Wüste ein Ding der Unmöglichkeit. Die Mitgift wird aber sonderbarerweise nicht von der Braut mitgebracht, sondern von dem Bräutigam oder richtiger gesagt, von seinem Vater als Sicherheit für die Braut gezahlt. Sie kann in Waren oder auch in Geld bestehen. Dieser Betrag besteht aus drei verschiedenen Teilen „Mahr", eine Geldsumme, die die Braut auch im Falle einer Ehescheidung behält, dann „Dhehaz", eine andere Summe, von der die Braut sich Kleider und Schmucksachen kaufen kann. Der dritte Teil heißt „Kali" und kann vom Manne auch später bezahlt werden. Wird die Frau vom Manne verstoßen, so hat sie das Recht, sofort den „Kali" ausgezahlt zu bekommen. Die Leichtigkeit der Ehescheidung ist in mohammedanischen Ländern viel größer als man es sich vorstellt. Obwohl der Koran dem Manne große Duldsamkeit der Frau gegenüber vorschreibt, so befiehlt er doch, falls die Zerrüttung der Ehe allzu tief ist, die Frau zu verstoßen. Der Hausfriede ist nach dem Spruch Mohammeds eine heilige Sache. Dagegen hat kein Mann das Recht, seine Frau wegen Ehebruchs zu verstoßen, falls dieser nicht von vier vollständig glaubwürdigen Personen bestätigt wird. Eine falsche Anzeige wegen Ehebruchs wird mit 8 Peitschenhieben bestraft. Das Verstoßen der Ehefrau bedeutet noch lange keine Scheidung. Nur wenn die Frau zweimal verstoßen ist, gilt die dritte Verstoßung als Scheidung. Der Koran verbietet dem Manne, die geschiedene Frau zum zweiten Male zu ehelichen. Aber auch das geschieht. Manche Frau wünscht zu ihrem Manne zurückzukommen, der sie im Jähzorn dreimal verstoßen hat. Wenn der Mann damit einverstanden ist, so geht die Frau eine Scheinehe ein, läßt sich scheiden und heiratet zum zweiten Mal ihren ersten Mann. Sowohl die Witwe, wie die geschiedene Frau sind vollkommen frei. Da jede Frau durch die vom Manne hinterlegte Mitgift, die, wie man sieht, sozusagen als Kaution dient, gesichert ist, kann sie auch nach der Scheidung ein freies und unabhängiges Leben führen. Sie läßt sich gewöhnlich in einer Oase nieder und wartet solange sie noch jung ist, das heißt, bis höchstens 25 Jahren, auf einen neuen Mann. Trotz dieser Freiheit der Frau in der Wüste kann ein Beduine nicht verstehen, wie ein europäischer Ehemann seiner Frau erlaubt, im ausgeschnittenen Kleide mit einem fremden Kavalier zu tanzen. Aber jedenfalls haben es die Beduinenfrauen gar nicht so schlecht, wie man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist.

Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht.

Goethe.



Bunte Chronik



* **Fliegende Abendgesellschaften.** Der vermögende Amerikaner, dem die Erfüllung seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht schwer fällt, da er nicht mit jeder Tausend-Dollarnote zu rechnen braucht, hält seine Festgelage neuerdings in der Luft ab. Eine findige Flugzeuggesellschaft hat kürzlich ein Abkommen mit einigen großen Newyorker Hotels getroffen. Die Gesellschaft stellt bequem eingerichtete Ganzmetallflugzeuge, die Hotels „liefern" die erforderlichen Gäste, das Bedienungspersonal sowie auserlesene Speisen und Getränke. Allabendlich kreisen nun solche fliegenden Abendgesellschaften über dem hellerleuchteten Häusermeer Newyorks. Besonders großzügige Gäste mieten für ihre „Soirées" gleich mehrere Flugzeuge, und die Geladenen verteilen sich dann ebenso zwanglos in die Luxuskabinen der gecharterten Flugzeuge wie in die pompös eingerichteten Gemächer eines Hauses der Fifth Avenue. Bedauert wird nur, daß durch diesen Raummangel — jedes der Flugzeuge faßt nicht mehr als zwölf Personen — die Geschlossenheit einer table d'hôte gestört wird, doch wird es wohl nicht mehr lange bis zur Herstellung fliegender Hotels währen. Vorläufig ist übrigens die Veranstaltung fliegender Abendgesellschaften eine recht kostspielige Angelegenheit, beträgt doch zurzeit der Preis einer nächtlichen Vergnügungsfahrt über dem Zentralpark und der Freiheitsstatue für jeden Fluggast „nur" ganze 45 Dollar.

*

* **Die Pistole auf dem Damenhut.** Nächst den Amerikanerinnen leisten die Pariser Damen im Ersinnen von Modetorheiten am meisten. Sie haben auch vor kurzem die Mode von der Pistole auf dem Hut „kreiert". Eine besonders geistreiche Evastochter war wohl der Ansicht, daß den Damen von Paris, der Stadt der schußbereiten Ehefrauen und Bräute, kein Schmuck besser zu Gesicht stehen würde. Also ließ sie sich von einem Goldschmied ein silbernes Pistolchen anfertigen — harmlos freilich, doch höchst naturgetreu nachgeahmt —, ging damit zu ihrer Putzmacherin und bestellte die dazu passende Kappe. Diese wurde prompt geliefert, Madame gefiel sich ausgezeichnet darin und führte ihre neue Erfindung vor den bewundernden Augen ihrer Landsleute spazieren. Die neue Mode wird nicht verfehlen, Furore zu machen, und alle Pariserinnen werden nun sicherlich ihre Pistole auf dem Kopf tragen. Immerhin weit menschenfreundlicher als im Handtäschchen. Wenigstens im Interesse der Männerwelt.

*

* **Der hundertjährige Blaustrumpf.** Fräulein Wilhelmina Robinson aus Sibsey, Boston Lincs, erklärte kürzlich an ihrem hundertsten Geburtstag einer Journalistin, auf welche einfache Weise es ihr gelungen sei, dieses stattliche Alter zu erreichen. „Ich verabscheue alle Männer", meinte sie ernsthaft, „und verdanke nach meiner festen Überzeugung mein langes und glückliches Leben nur dem Umstande, daß ich mich bisher weder verliebt noch verlobt noch verheiratet habe. Denn wer ist schuld an allen Leiden und Sorgen der Frau? — Der Mann! Wer knickt die Herzen vieler Frauen oder erniedrigt sie? — Der Mann! Wer drängt erst jedes hübsche Lärvchen zur Liebe und läßt es dann sitzen, zur Heirat und vernachlässigt es dann in sträflicher Weise? — Der Mann! Aber die vermännlichten Frauen verdienen es heute gar nicht besser. Um mich hat nie ein Mann gefreit, weil ich in keinem Hoffnungen erweckte. Ich habe nie einen Mann leiden können. So lange ich lebe, werde ich keinen Mann in meinem Heim empfangen, und dieses stolze Bewußtsein genügt, um mich in einer Zeit, da die Frauen sich immer mehr zu vermännlichen trachten, frisch und gesund zu erhalten." Nun wissen es die armen Männer, wie „man" ohne sie steinalt wird . . .

Lustige Rundschau



* **Das Urteil.** „Zwei Jahre Zuchthaus. Haben Sie noch was zu sagen?" — „Benachrichtigen Sie meine Frau, daß ich erst 1931 zum Essen komme".

*

* **Übereinstimmung.** Arzt: „Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, lieber Mann, aber Ihre Frau gefällt mir gar nicht mehr". — Mann: „Herr Doktor, das ist meine Ansicht schon lange".

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.